

KATJA HAUSER
FLORIAN WIELER
TAGUNGSBERICHT

Techno|logien der Geschlechter?

Strategien für eine gendergerechte Museumspraxis

vom 10. bis zum 11. Dezember 2015 im Deutschen Technikmuseum

Die Tagung im Deutschen Technikmuseum, welche gleichzeitig die Auftaktveranstaltung des Forschungs- und Vernetzungsprojektes „GENDER TECHNIK MUSEUM“ darstellte, war im Allgemeinen von sehr interessanten Vorträgen geprägt. Interaktive Phasen fanden in erster Linie während des kollegialen Austauschs in den Kaffee- und Essenspausen statt. Hierbei kam es zu interessanten Diskussionen unter den Teilnehmenden.

In ihren Grußworten verwiesen Prof. Dr. Dirk Böndel (Vorstand der Stiftung Deutsches Technikmuseum) und Ministerialrätin Christina Hadulla Kuhlmann (Leiterin des Referats „Chancengerechtigkeit in Bildung und Forschung“ im Bundesministerium für Bildung und Forschung) auf die Verdienste des Berliner Technikmuseums hinsichtlich der Thematisierung von „Gender“ in seinen Ausstellungen. Da im Gegensatz zu anderen Technikmuseen nicht nur die Technik selbst, sondern auch deren soziokulturelle und historische Einbettung betrachtet werde, trete ein inklusiver Ansatz zu Tage. Frau Kuhlmann verwies nachdrücklich auf die gesellschaftliche Verantwortung von Museen, ihre Darstellungsweisen zu reflektieren, um so Diskriminierung und Ausschluss entgegenzuwirken.

Prof. Dr. Sabine Hark, Leiterin des Zentrums für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung der TU Berlin, an dem das Projekt „GENDER TECHNIK MUSEUM“ realisiert wurde, wies daraufhin, dass ein Brückenschlag zwischen Wissenschaft und musealer Darstellung von der Tagung intendiert sei. In Bezug auf Foucaults „Technologien des Selbst“ und Lauretis' Identifizierung von „technologies of gender“ forderte sie eine Reflektion dieser und gleichzeitig der Technologien musealer Repräsentation. Denn auch durch letztere entstünde Geschlecht als eine Technologie, die wiederum in anderen Bereichen ihre Wirkung entfalte. „Gender“ sei dabei auch als „Brille“ im Sinne eines Erkenntnismittels bzw. als analytische Kategorie zu verwenden. Das Verhältnis von Mensch, Wissen und Geschlecht sei nicht nur die zentrale Frage des TU-Projektes, sondern auch der Tagung.

In Ihrem Vortrag „Gender in the Box. Wie Geschlecht in die Technik kommt“ verstand Prof. Dr. Martina Heßler (Helmut-Schmidt-Universität Hamburg) Geschlecht als „black box“ deren augenscheinliches funktionieren dazu führe, dass zentrale Aspekte z.B. des gesell-

schaftlichen Kontextes unsichtbar würden. Ausgehend hiervon warf sie einen Blick auf die Entwicklung des Genderbewusstseins der Technikgeschichte. Zunächst habe es einen Fokus auf „Frauen und Technik“ und den vermännlichten Technikbegriff gegeben. Später wurden dann auch Männlichkeitskonzepte wie das des „Fliegers“ als homogenes Konzept ins Blickfeld gerückt. Neben der Pluralisierung von Männlichkeiten in der Forschung sei es dann zu einer Hinwendung zum Konstruktivismus gekommen, der auch die Ko-Konstruktion von Gender und Technik fokussierte. So wurde die Mikrowelle zunächst als ein Produkt für kulinarisch nicht besonders affine Männer vermarktet. Als diese Strategie fehlschlug, kam es dann zu einer Konzentration auf die „pragmatische Hausfrau“. Das technische Produkt wurde somit vom „brown product“ zum „white product“ umkodiert. Hinsichtlich der gegenwärtigen Forschung besteht laut Heßler die Frage, ob die Sichtbarmachung von Frauen sowie die Pluralisierung von Männlichkeitskonzepten in der Technikgeschichte die konstruierte Dualität der Geschlechter weiter festschreibt. Zwar handelt es sich dabei um eine wirkmächtige historische Kategorie, die zu ignorieren falsch wäre, Heßler schlägt jedoch vor den Fokus der Forschung auch auf das Uneindeutige, das Nicht-Identische zu legen. Gleichzeitig trete mittlerweile ein steigendes Desinteresse in Bezug auf das Thema hervor. Es hätte den Anschein, dass es immer mehr als ein nicht mehr notwendiges Politikum wahrgenommen wird.

In der anschließenden Diskussion wurde dann die These aufgeworfen, dass womöglich eine verkürzte Lesart des Dekonstruktivismus, nach der Geschlecht nach der nun erfolgten Dekonstruktion eben auch nicht mehr zur Debatte stünde, für das Verschwinden einer genderbewussten Perspektive aus dem Diskurs verantwortlich sei. Dem wurde entgegengehalten, dass es sich viel eher um einen Effekt des antiemanzipatorischen Widerstandes handle. Wirkliche Dekonstruktion sei von vielen dann doch immer noch zu viel verlangt.

Der Vortrag „‘Ich möchte jetzt nicht von Bildungsbürgertum sprechen, aber...‘ – soziale Ungleichheiten im Museum“ von Prof. Dr. Diana Lengersdorf (Uni Köln) basierte auf einer empirischen Erhebung, bei der leitende Museumsangestellte nach dem aktuellen Wandel der Museumswelt/-landschaft befragt wurden. Generell ließe sich von einem Wandel der Dramaturgie des Museums sprechen, der sich in einer steigenden Erlebnisorientierung und Eventisierung (Museum als Event) bei gleichzeitiger Zielgruppenorientierung niederschläge. Theoretisch könne dies als ein Wandel der Distinktionsformen angesichts der Bedeutungs-

abnahme des bürgerlichen Bildungsideals gefasst werden. Im Anschluss an Bourdieu ändere sich die Antwort auf die Frage nach dem „legitimen Geschmack“.

Die Ergebnisse der sowohl auf qualitativer wie auch quantitativer Basis fußenden Erhebung wiesen nun verschiedene Tendenzen auf: Es wird fast überall ein dramatischer Wandel wahrgenommen wobei dieser sich je nach Museum immer unterschiedlich darstellt. Fast an allen untersuchten Museen werden Publikumsanalysen durchgeführt und ein altes bildungsnahes mit einem neuen bildungsfernen Publikum verglichen. Hinsichtlich des letzteren tritt dabei immer wieder eine nur rhetorische Aufgeschlossenheit auf, da auch immer wieder antagonistisch organisierte Über- und Unterordnungsmechanismen praktiziert werden. So stellt das sog. „Bildungsbürgertum“ öfters den doch am liebsten gesehenen Gast dar. In Hinblick auf Geschlecht eröffnet sich ein ähnliches Bild. So werden überall bewusst und unbewusst gängige Clichés reproduziert, beispielsweise sollen Schuhausstellungen Frauen und Physiker ausstellungen Männer ansprechen. Auch werden gerade von leitenden Angestellten fast immer auf eine geschlechtergerechte Sprache verzichtet. Vielmehr werden vertikale Hierarchien sowie rigide Organisationsformen betont, um bestehende Distinktionen dann doch weiterzutragen. Möglichkeiten, diesen Zustand zu durchbrechen, sieht Lengensdorf vor allem in einer Hinwendung zur Arbeitsorganisation. Nur bei entsprechender Personalpolitik, Auftragsvergabe u.a.m. könne es zu einer neuen Ausstellungspraxis kommen.

In der anschließenden Diskussion wurde die Frage aufgeworfen, ob es sich bei dem wahrgenommenen Wandel nicht auch um eine empfundene Krise handeln könnte, die eine Abwehrhaltung innerhalb der Institution erzeuge. Das herbeigesehnte Bildungsbürgertum wäre damit nicht zuletzt eine Projektion der imaginierten eigenen Rolle, die Abwehr hinsichtlich der Anerkennung geschlechtlicher Vielfalt nicht zuletzt die Weigerung, sich mit der eigenen (kriselnden) Position kritisch zu befassen.

Anna Döpfner (ehem. Kuratorin für Textiltechnik, Deutsches Technikmuseum) verwies in ihrem Vortrag „Frauen* im Technikmuseum. Strategien des Umdenkens“ zunächst auf die Unsichtbarkeit von Frauen im Berliner Technikmuseum. Angesichts des verschwindend geringen Anteils von der Thematisierung von Frauen in den Ausstellungen stelle sich die Frage nach dem hegemonialen Ausschluss. Generell müsse es zu tiefgreifenden Änderungen von der Personalpolitik bis hin zur Architektur kommen.

Butlers radikale Genderkritik könne als Öffnung eines Raumes gesehen werden, an den die museale Praxis anknüpfen könne. Hier sei aber insofern Vorsicht geboten, als dass Butlers Utopie von multiplen Identitäten sich teilweise mit neoliberalen Verwertungsinteressen decken würde. Es sei somit ein Umdenken erforderlich, was zu einer Thematisierung der ungleichen Behandlung der Geschlechter und vor allem auch deren Konstruktion im Museum führen könne. Hierbei müsse die vielschichtige Analyse im Sinne der „dichten Beschreibung“ fruchtbar gemacht werden. In diesem Zusammenhang erörterte und analysierte Döpfner Ausstellungsteile des Deutschen Technikmuseums, wo äußerst problematische Zusammenhänge von sexistischer und auch rassistischer Darstellungen vorliegen. Als positive Gegenbeispiele wurden das Militärgeschichtliche Museum in Dresden und das Deutsch-Russische Museum in Karlshorst genannt, wo Multiperspektivität eine größere Rolle spiele. Generell seien die Kategorien „gender“, „race“ und „class“ für museale Arbeit und Analyse nutzbar zu machen. Allerdings fände ein solches Umdenken immer in Bezug auf oder auch gegen Hierarchien statt. Das Deutsche Technikmuseum in Berlin verschließe sich bislang einem Umdenken und würde damit seinem aufklärerischen Auftrag nicht gerecht.

Eine konkrete Hilfestellung stellte Dr. Smilla Ebeling mit dem „Leitfaden für Gender & Museum“ vor. Dieser wurde in Kooperation mit vier regionalgeschichtlichen Museen entwickelt und soll Museumsakteur_innen für Geschlechterthematiken sensibilisieren und auch die Museumsarbeit in dieser Hinsicht befördern. Grundgedanke bei der Entwicklung des Leitfadens sei die Kooperation gewesen. So wurden die Museumsakteurinnen immer als Expert_innen für ihr Gebiet anerkannt. Es sei vor allem eine Herausforderung gewesen, die Anwendung des Leitfadens verständlich zu machen und das dessen Sprache häufig als „zu akademisch“ wahrgenommen worden wäre. Der Leitfaden als solcher gliedert sich in einen einführenden Teil zu den Zielen und dem Gebrauch desselben inklusive eines „Kleinen ABC der Geschlechtertheorien“. Nach einem Fallbeispiel zur Reproduktion von Geschlecht(ern) im Museum wird dann ein Fragebogen aufgeführt, dessen Bearbeitung letztlich die Analyse der eigenen Ausstellung bedeutet und bei der sich auch Anregungen zu deren Änderungen ergeben können. Komplettiert wird der Leitfaden durch eine Auswahl an Informationsmaterial.

Der erste Tag der Tagung endete dann mit mehreren Führungen durch die Ausstellungen des Deutschen Technikmuseums, Berlin, bei denen je nach Verständnis das Thema „Gender“ oder auch „Frauen“ eine Rolle spielte.

Der zweite Tagungstag gliederte sich in zwei Workshops sowie eine Phase der Vernetzung und Erfahrungsaustausches. Trotz der eher partizipativen Ausrichtung bildeten Vorträge weiterhin das Zentrum des Geschehens. Der erste von Dr. Daniela Döring moderierte Workshop widmete sich dem Thema „Sammeln|Ausstellen|Kuratieren.“

Dr. Roswitha Muttenthaler (Technisches Museum Wien) legte in ihrem Vortrag „Dinge von Belang“ das Hauptaugenmerk auf die Sammlungspraxis von Technikmuseen, wobei das Sammeln nicht nur die Artefakte, sondern auch deren soziokulturellen Gebrauchszusammenhang betreffen sollte. In Wien sei bereits ein Paradigmenwechsel hin zur kulturellen Einbettung der Technik erfolgt. Auch sei es zu einer deutlichen Aufwertung der Haushaltstechnik gekommen. Anhand mehrerer Objektbeispiele aus ebendieser sowie deren (genderspezifische) Gebrauchsgeschichten wurde gezeigt, dass es gerade letztere sind, welche bestimmte Exponate besonders interessant machen. Hinsichtlich des musealen Sammelns betrifft dies nach Muttenthaler vor allem die Frage nach der Repräsentation. Die Dinge seien eben nicht nur „Dinge an sich“, sondern auch „für uns“, seien nicht nur Bedeutungsträger, sondern für uns von Bedeutung. Allerdings ermögliche nur die Dokumentation des Gebrauchszusammenhangs auch dessen Darstellung, und letztere sei immerhin auch der Zweck des Sammelns, d.h. das Ausstellen.

Regina Wonisch (Alpen-Adria-Universität Klagenfurt) setzte sich in ihrem Beitrag „Fremdkörper: Geschlechterbilder in Migrationsausstellungen“ mit der Problematik der Intersektionalität auseinander. In Hinblick auf gegenwärtige Diskurse konstatierte sie eine Zurückdrängung des „Politischen“ und „Sozialen“ durch kulturelle bzw. kulturalisierende Deutungsmuster. In diesem Zusammenhang würden Migrant_innen durch körperliche und soziale Markierungen bestimmt. Die Kritik an der gängigen musealen Repräsentation erfolge in aller Regel von den Rändern der Gesellschaft aus und beinhalte eine Strategie der Bemächtigung. Allerdings erfolge durch die Sichtbarkeit bzw. deren Herstellung auch immer eine Markierung, welche problematisch sein könne. Allein die Kategorie „Migrant“ sei schon rassistisch und sexistisch strukturiert, wie Wonisch an verschiedenen Beispielen aufzeigte. Auch wurden Gegenversuche wie die Ausstellung „Gastarbeiteri“ von 2004 dargestellt, wo auf dreidimensionale Clichés wie „der Koffer“ wie auch die Kulturalisierung politischer Zusammenhänge verzichtet wurde, um Stigmatisierungen entgegenzutreten. Das Problem der Sonderausstellung bleibt nach Wonisch allerdings bestehen, was nur durch die Behandlung von Migration als Querschnittsthema verhindert werden könne. Zudem solle

die Differenz nicht zum Ausgangspunkt, sondern zum Endpunkt von Ausstellungen gemacht werden. Auch sollten sich die Museen selbst an der Darstellung der Konstruktion von Differenz und deren Hinterfragung jenseits des „nationalen Containers“ beteiligen.

Den Teil der Tagung, der vornehmlich für „Vernetzung und Erfahrungsaustausch“ vorgesehen war, nutzte Dr. Gabriele Wohlauf (ehem. Kuratorin für Produktionstechnik, Deutsches Technikmuseum) mit einem „Historischen Input zum damaligen Museum für Verkehr und Technik“ zur Darstellung ihres Wirkens im Technikmuseum hinsichtlich des Aufbaus einer Sammlung zur Haushaltstechnik und der Entwicklung des Feminismus in den technischen Berufen mit Verbänden wie NUT e.V. (Frauen in Naturwissenschaft und Technik) oder auch dem DIB (Deutscher Ingenieurinnenbund). Besonders würdigte sie ihren eigenen Erfolg der Aufnahme verschiedener Publikationen aus der feministischen Szene im damaligen West-Berlin in das Archiv des Technikmuseums.

Während der Mittagspause konnte dann an verschiedenen Thematischen diskutiert werden. Es entfalteten sich durchaus offene Diskussionen, wobei wir vor allen in einen Austausch darüber traten, wie es möglich sein könnte Differenz zu thematisieren bzw. auszustellen, ohne dabei Gruppenzugehörigkeiten zu konstruieren und als fremd und „andersartig“ zu markieren. Es ging aber auch um die Perspektivengebundenheit von Ausstellungen und z.B. das Thema der Sammlung bzw. die zugehörigen Strategien wurden an anderer Stelle rege diskutiert.

Der von Dr. Hannah Fitsch moderierte zweite Workshop „Gestalten|Vermitteln|Intervenieren“ füllte die zweite Hälfte des Tages. Detlev Weitz stellte mit „Male, Female, Fuck You. Über die Sichtbarkeit von geschlechterspezifischen Fragestellungen und Ihren räumlichen Gestaltungsmöglichkeiten“ in erster Linie die Gestaltung der Ausstellung „Homosexualität_en“ im Schwulen Museum* und im Deutschen Historischen vor. Diese versuchte zusammen bzw. im Dialog mit dem Inhalt Heteronormativität und andere hegemoniale Denkmuster zu durchbrechen. Ziel sei die „Übersetzung der Problematik in die Architektur“. Gerade auch durch künstlerische Interventionen wäre eine interessante Erweiterung der historischen Ausstellung entstanden und performatives sichtbar geworden. Neben dieser wurden auch Ausstellungsprojekte im Moderna Museet in Stockholm zu den Künstler_innen Lee Lozano, Hilma af Klint und Louise Bourgeois vorgestellt. Hier wurde deutlich, dass auch räumliche Aufteilung und Form der Präsentation Implikationen für den Genderaspekt beinhalten.

Elke Smodics fragte anhand ihres Berichtes zum feministischen Transdisziplinären Projekt „Flic Flac“ mit auszubildenden Jugendlichen in Wien nach den „Perspektiven einer emanzipatorischen Kunst- und Kulturvermittlung“. Im Rahmen des Projektes hatte das trafo.K, ein „Büro für Kunstvermittlung und kritische Wissensproduktion“, verschiedene Materialien für Berufsschüler_innen zur Auseinandersetzung mit Genderthemen entwickelt. Das Projekt war auf Anregungen von Lehrlingen hin entstanden und entwickelte sich in enger Zusammenarbeit mit ebendiesen weiter. So entstand ein Bündel von Materialien wie z.B. Glossarkarten oder Anweisungen für Rollenspiele. Zwar sei es während der Workshops auch immer zu schwierigen Situationen gekommen, auffällig sei allerdings auch das große Interesse an queeren Themen.

Die Tagung „Techno|logien der Geschlechter? Strategien für eine gendergerechte Museumspraxis“ erschien uns, Katja Hauser und Florian Wieler, als ideale Gelegenheit unsere praxisbezogenen Fragen weiter zu verfolgen, die uns in unserer Arbeit als Vermittler_innen am DHM in Berlin begegnet sind. Vom 26. Juni bis zum 1. Dezember 2015 war im Schwulen Museum* und im Deutschen Historischen Museum (DHM) die Ausstellung „Homosexualität_en“ zu sehen. Auf Initiative des Schwulen Museums* hin war eine Kooperation entstanden, deren Produkt nicht zuletzt Maßstäbe in der Darstellung der Geschlechtergeschichte setzte. Im Fachbereich Bildung und Vermittlung des DHM entstand in diesem Zusammenhang die Frage, wie sich sexuelle und geschlechtliche Vielfalt als Querschnittsthema und damit jenseits der „Sonderausstellung“ in der musealen Darstellung etablieren lassen könnte.

Seit Anfang 2016 konnten wir mit der AG Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt im Museum die Grundlage eines weiteren Austauschs legen. Sie ermöglicht uns, das Anliegen einer gendergerechten Museumspraxis jenseits unserer Tätigkeit am DHM weiterzuverfolgen. Die Tagung, über die wir im folgenden berichten, bot dabei eine reiche Basis an Ideen und Anregungen.

Zusammenfassend erscheinen uns folgende Thesen der Tagung zentral hinsichtlich der Frage nach der gendergerechten Museumspraxis:

- Genderbewusstsein in der Technikgeschichtsschreibung zeigt sich in der Dekonstruktion des „vermännlichten Technikbegriffs“ durch das Sichtbarmachen von Frauen in der Technik und durch die Pluralisierung von Männlichkeitskonzepten (Martina Heßler).

- Dadurch besteht jedoch die Gefahr die konstruierte Dualität der Geschlechter festzuschreiben. Zwar handelt es sich dabei um eine wirkmächtige historische Kategorie, die zu ignorieren falsch wäre, Heßler schlägt jedoch vor den Fokus der Forschung auch auf das Uneindeutige, das Nicht-Identische zu legen (Martina Heßler).

- Es besteht bislang nur eine rhetorische Aufgeschlossenheit gegenüber neuen Besucher_innengruppen und Darstellungsformen, die vertikalen Hierarchien und rigiden Organisationsformen in den Museen gegenüberstehen. Nur bei entsprechender Personalpolitik, Auftragsvergabe u.a.m. könne es zu einer neuen Ausstellungspraxis kommen (Diana Lengensdorf).

- Es braucht einen Paradigmenwechsel in der musealen Sammlungspraxis und Repräsentation hin zur sozialen und kulturellen Einbettung der Artefakte, das heißt der Dokumentation des Gebrauchszusammenhangs und auch dessen Darstellung (Roswitha Muttenthaler).

- Die Differenz (sei es „gender“, „race“, „class“ oder eine andere Kategorie der Analyse) darf nicht zum Ausgangspunkt in Ausstellungen gemacht werden und somit als „Sonderthema“ hervortreten. Vielmehr sollten sie als Querschnittsthemen behandelt werden. Die Museen müssen sich selbst an der Darstellung der Konstruktion von Differenz und deren Hinterfragung aktiv beteiligen (Regina Wonisch).

Diese Punkte der Tagung beziehen sich zwar in erster Linie auf Technikmuseen, lassen sich aber durchaus auf die museale Praxis im Allgemeinen anwenden. Die Tagung stellte auf diese Weise einerseits eine relativ umfassende Bestandsaufnahme hinsichtlich des Umgangs von Museen mit Gender dar. Andererseits bot sie anhand von Beispielen hinsichtlich der Sammlung, Gestaltung und auch der pädagogischen Arbeit Perspektiven zur Verbesserung des musealen Umgangs mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt.